



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Wilhelm von Humboldt**

**Haym, Rudolf**

**Berlin, 1856**

5. Die Sprache und die Geschichte.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

lichen Sprachen vermischt und es sei auf diese Weise zu der Bestimmung gekommen: die chinesische und die Sanskritsprache seien polar entgegengesetzte Punkte; zwischen diesen beiden Extremen gebe es keine rein organisirte, mit irgend einer abstracten Form zusammenfallende Sprache. Gemischt walte in dieser Mitte — einer Bastardklasse gleichsam — Isolirung, Agglutination, Flexion und Einverleibung. Dabei zeige sich im Ganzen ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu der Flexionsform. Allein diese Stufen zu fixiren, zu sichten, zu ordnen sei unmöglich. Alle in dieser Beziehung versuchte Bestimmung einer Rangordnung oder Gruppierung müsse nothwendig einseitig und von bloß relativer Richtigkeit sein. Du siehst — so würden wir den Fragenden entlassen, — nirgends ist das Resultat der Humboldt'schen Sprachuntersuchungen schwerer zu erfassen und weniger beruhigend als bei dem Capitel von der Classification der Sprachen. Aber keines zugleich ist für Humboldt selbst charakteristischer. Der scharfe Sinn für das Allgemeine ringt mit dem feinen Sinn für das Besondere. Die Eintheilungstendenz drängt sich wiederholt hervor, allein die übergroße Behutsamkeit, verbunden mit der Richtung auf das Individuelle trägt den Sieg davon und läßt die versuchte Eintheilung unvollendet stehen.

## 5.

## Die Sprache und die Geschichte.

Dem ganzen Unternehmen aber, die verschiedenen Sprachen als verschiedene Stufen gelungener Sprachbildung anzusehn, läßt sich sofort noch eine ganz andere Seite abgewinnen. Sie sind das Werk der Nationen und der verschiedenen Geisteseseigenthümlichkeit derselben. Diese aber sind in die Zeit gestellt und haben eine historische Entwicklung. Das allgemein Menschliche greift nicht bloß als ideales Einheitsband über die Völkerunterschiede über, sondern es macht sich auch, bewußt sowohl wie bewußtlos, als eine geschichtliche Macht geltend. Jede einzelne Sprache hat eine Geschichte, welche die starre und absolute Scheidung derselben von anderen Sprachen vereitelt. Man kann in den Sprachen in rein idealer Auffassung ein stufenweis fortschreitendes Annähern an die menschlichste, der Idee der Sprache gemäße Sprachform verfolgen. Man kann und muß

nicht minder versuchen, dies Fortschreiten darauf anzusehn, wiewfern es sich zugleich als eine successiv geschichtliche Sprachentwicklung darstellt, oder, mit anderen Worten, wiewfern die Classification der Sprachen zugleich als Geschichte der Sprache erscheint.

Es versteht sich, daß ein Mann wie Humboldt von einer constructiven Identificirung jener idealen und dieser historischen Betrachtungsweise sehr weit entfernt war. Die letztere lag ihm überhaupt fern, und er zog sich je länger je mehr auf die erstere ausschließlich zurück. Wenn er in seinen frühesten linguistischen Abhandlungen in der Akademie diese historische Seite am stärksten hervortreten ließ, so schob er sie in der Einleitung zur Kawi-Sprache fast gänzlich zurück.<sup>1)</sup> Dennoch sind beide Anschauungsweisen, wie sie sich thatsächlich ergänzen, von Humboldt berücksichtigt worden; noch in der Einleitung ward er auf einen Punkt geführt, an dem er nicht vermeiden konnte, die ideale Rangordnung der Sprachen in zeitlich-historischer Projection zu betrachten, und wir sind deshalb verpflichtet, die Humboldt'schen Ansichten über dies ganze Verhältniß zusammenfassend darzustellen. Es wird nur abermals darauf ankommen, die dabei hervortretende Behutsamkeit und das Schwanken unseres Autor's nicht zu verwischen.

In den verschiedensten Wendungen zunächst spricht Humboldt selbst es aus, wie es schon aus dem Begriff der Sprache als ewig lebendiger Erzeugung folge, daß eine jede eine geschichtliche Entwicklung hat. Allen Sprachen gegenüber finden wir uns in eine „historische Mitte“ gestellt. Jede ist „wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmählig entwickelndes Unendliches.“ Nach rückwärts wie nach vorwärts enthält jede Sprache eine dunkle, unenthüllte Tiefe. In den Sprachen ebensowenig „als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, kann es einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu sein.“<sup>2)</sup> Die Ursprünge dieser Geschichte der Sprachen nun sind uns unerforschlich. Nur bis auf eine gewisse Weite noch läßt sich die Vergangenheit der Sprachen erkennen; dann

1) S. namentlich Einleitung S. 17 und S. 334.

2) Ebendas. S. 211, S. 63, S. 188. 189.

schließt sich der unbekannte Reichthum, aus dem sie herfließen und läßt nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurück. Es giebt eine für uns erste, ursprüngliche Form derselben, hinter die wir um so weniger zurückbringen können, als der Kreis dieser Urformen geschlossen zu sein und in der Lage, in der wir die Entwicklung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können scheint. Es ist wahrscheinlich, daß dem Hervorbrechen neuer Sprachen eine bestimmte Epoche im Menschengeschlecht angewiesen war.<sup>1)</sup> „Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung,“ heißt es schön in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium, „daß man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem fluthenden Werden ihrer Formen überrascht hat.“ In diese Urgeschichte der Sprachen, die sofort mit den vorgeschichtlichen Revolutionen unserer Erdkugel verglichen wird, giebt es nur Einen Weg, einzudringen. Er ist analog den Versuchen der Geologie, die Urgeschichte der Schöpfung aufzuhellen. Aus dem allgemeinen Wesen des Menschen, aus der idealen Natur der Sprache wagt Humboldt hin und wieder mit der ihm eignen Vorsicht muthmaßende Schlüsse über jene ursprüngliche Organisationsepoche. Die Sprache ist Organismus. Sie kann insofern nicht anders als auf Einmal entstehen. Sie muß in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Nur so freilich, daß ihr Gesamtorganismus der Potenz nach mit dem ersten Worte gesetzt ist, nur so, daß er als Gesetz die Functionen der Denkkraft bedingte, nur so also, daß das wirkliche Hervorgehen der Sprache immerhin „gewiß nur nach und nach“ erfolgte.<sup>2)</sup> Demzufolge nun nennt zwar einerseits Humboldt alles Bestimmen einer Zeitfolge in der Bildung der wesentlichen Bestandtheile der Rede ein Unding,<sup>3)</sup> aber gleichzeitig darf er nichtsdestoweniger, ausgehend von der Natur der Verstandeshandlung, die er der genetischen Erklärung der Sprache unterbreitet,<sup>4)</sup> einzelne Theile der Sprache für ursprünglicher als andere erklären. So weist er

1) Einleitung S. 63, S. 12.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 242, 243. 253.

3) Ueber die Verwandtschaft ic., a. a. D. S. 3.

4) S. oben S. 500. 501.

nach, wie der wesentliche Begriff der drei Personalpronomina durch die Natur der Sprache selbst gegeben, daß sie die ursprünglichen, weil nothwendigen Beziehungspunkte des Wirkens durch Sprache als solche bezeichnen, daß mithin das Pronomen sich nicht erst spät entwickelt haben könne, sondern ursprünglich da gewesen sein müsse.<sup>1)</sup> Er wiederholt dies in der „Einleitung.“<sup>2)</sup> Die Bezeichnung der drei Personen mittelst des Schema von Raum, Zeit und Empfindungsgrad<sup>3)</sup> wird für ursprünglich erklärt und hinzugefügt, daß sich an die Personenwörter unmittelbar die Präpositionen und Interjectionen angeschlossen haben dürften. Ja, er geht weiter. Mit Bopp objective und subjective Wurzeln unterscheidend, erklärt er die letzteren überhaupt, d. h. diejenigen, in denen der Ausdruck oder die Beziehung auf die gefühlte Persönlichkeit das Wesen der Bedeutung ausmacht, für ursprünglicher als die ersteren. Diese subjectiven Wurzeln „hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität: er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermaßen ausreichen; — er deutet daher — — auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin.“ Weiterhin endlich werden, als mit dem Subjectiven am nächsten zusammenhängend, an die innere Empfindung sich am unmittelbarsten anlehnend, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe für nicht minder primitiv erklärt. „Es liegt,“ heißt es, „in der Natur der Sprachentwicklung selbst, daß, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können.“<sup>4)</sup>

Vielleicht indes führen diese letzten Bestimmungen über den schlechthin ersten Organisationsproceß der Sprachen bereits hinaus. Zu wiederholten Malen nämlich läßt Humboldt diesen ununterscheidbar zusammenhängen mit einem weiteren erneuter und fortgesetzter Gährung. Er rückt den „Punkt vollendeter Organisation,“ den

1) Ueber die Verwandtschaft etc., S. 2. 3.

2) Daselbst S. 115.

3) Ueber die Kant'sche Grundlage dieser Bestimmungen s. oben S. 447. 448.

4) Einleitung S. 117. 119.

„Punkt der Reife,“ von welchem an die Sprachen „ihre einmal erreichte Form nicht mehr wesentlich ändern,“ die Grenze zwischen der Organisationsperiode und der Periode „feinerer Ausbildung“ bald mehr zurück, bald mehr vorwärts. Er will das Eine Mal nicht entscheiden, ob die Sprachen jenen Reifepunkt unmerklich und allmählig, oder gleichsam mit einem ersten Wurf erreichen;<sup>1)</sup> er sondert ein andermal das erste Werden des organischen Baues der Sprache von den Umänderungen durch fremde Beimischung, bis die Sprache wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelange, und bezeichnet demgemäß das Zusammenfließen mehrerer Mundarten als „eins der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprachen,“ — sofort aber fügt er hinzu, wie diese beiden Stadien der Sprachentstehung sich nicht mit Sicherheit von einander trennen ließen;<sup>2)</sup> er erklärt es endlich, im Zusammenhang damit, für wahrscheinlich, daß keine Sprache zur vollendeten Bildung reif sei, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgegangen sei, „durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, daß die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist.“<sup>3)</sup>

Wie unsicher und wechselnd aber auch diese Bestimmungen sind, indem bald mehr, bald weniger in die „Periode der Formenbildung“ hineingezogen wird, so bleibt doch darin Humboldt sich gleich, daß er von ihr als eine zweite Periode diejenige unterscheidet, in welcher „die innere und feinere Ausbildung der Sprache“ vor sich gehe. Der Punkt, welcher diese Periode von der früheren (oder, nach anderer Auffassung, von den beiden früheren) trennt, „ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Functionen ist, und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet.“<sup>4)</sup> Nur wenig modificirt, kehrt dieselbe Unterscheidung in der „Einkleitung“ wieder. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache als mit dem Zweck derselben be-

1) Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 349. 350.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 244. 246.

3) Ebendas. S. 254.

4) Ebendas. S. 246.

schäftigt. „Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andern anschließt.“ Allmählig, aber nach einem Gesetze. Wenn diese Krystallisation geendet ist, steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, „es zu gebrauchen und sich hineinzubauen.“ Von einer andern Seite angesehen, stellt sich dieser Uebergang der nationalen Thätigkeit von der Sprache zu dem Gebrauch der Sprache als ein Ermatten des sprachschaffenden Triebes dar. Die Masse des im sprachlichen Bauen hervorgebrachten Stoffes wächst, und diese „nun auf den Geist zurückwirkende, äußere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbständige Einwirkung der Intelligenz.“<sup>1)</sup> Die Sprache beginnt nunmehr mit dem eigenthümlichen Volksgeist eine Laufbahn, „in der keiner beider Theile sich von dem andern unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andern erfreut.“ Diese zweite Periode ist die der litterarischen Thätigkeit der Nation und die vorbereitend dazu hinführende. Wie sich in der ersten Periode die Form, so entwickelt sich in dieser der Charakter der Sprachen.<sup>2)</sup>

Von dieser zweiten endlich unterscheidet Humboldt an einer Stelle der „Einleitung“ noch eine dritte Periode. Verfolgt man nämlich den Lebenslauf der Sprachen noch weiter, so kann man ein abermaliges Ermatten der Sprache beobachten. Wie der sprachliche Bildungstrieb, so kann weiterhin auch der die Formen gebrauchende und im Gebrauch sie verfeinernde und bereichernde Geist erschaffen. Es kann „in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser, in eigener Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt.“ In dieser Periode „welkt“ alsdann „die Blüthe des Charakters“ — bis etwa die Sprache durch den Genius einzelner großer Männer von diesem Ermatten wieder geweckt und emporgeweckt wird.<sup>3)</sup>

1) Einleitung S. 195 — 198.

2) Ebendaf. 196. 200 ff.; vergl. oben, S. 515 ff.

3) Ebendaf. S. 199. 200.

Alle Verschiedenheit der Form nun fällt, diese Periodisirung festgehalten, in die erste der drei bezeichneten Perioden. Für die Formunterschiede, die sich bisher nach einem idealen Maaßstabe gruppirten, gewinnen wir daher jetzt zugleich einen Spielraum zeitlicher Entwicklung, und es fragt sich daher, ob und wie weit die Verschiedenheit der Sprachen in ihrem Bau, nicht bloß naturhistorische, aus Verschiedenheit der nationalen Anlagen stammende, sondern zugleich historische, verschiedene Stufen des sprachlichen Bildungsprocesses bezeichnende sind? Es handelt sich — in dieser Form tritt die Frage bei Humboldt selbst in dem Schreiben an Rémusat<sup>1)</sup> auf — es handelt sich darum, die diametral entgegengesetzte Beschaffenheit des Chinesischen und des Sanskrit, sowie die jener dazwischen liegenden der sanskritischen Form zustrebenden Sprachen nach ihrem realen, historischen Ursprung zu erklären.

Zwar, daß dieser Versuch zeitlich-historischer Erklärung durchaus gelingen sollte, dies ist mit Nichten zu erwarten. Mit Nichten wird sich die ideale Stufenfolge der Sprachformen ohne Weiteres als zugleich historische fassen lassen. Mit Nichten wird sich demgemäß das Chinesische schlechtweg für die älteste, das Sanskrit für die jüngste Sprache erklären lassen. Es darf nie übersehen werden, daß die geistige Individualität eines Volkes vor der des anderen mit klarem und durchdringendem Sprachsinne begabt ist. Auch der verschiedenen Einwirkung äußerer Umstände wird Rechnung zu tragen sein. Derartige Umstände, wie Uebergänge einer Sprache in die andere, können hier der Sprachbildung einen schnelleren und höheren Schwung geben, während dort entgegengesetzte Einwirkungen Schuld sein können, daß die Sprachen sich in schwerfälligiger Unvollkommenheit fortzuschleppen.<sup>2)</sup> Gewiß daher darf man keinen allgemeinen Typus allmählig fortschreitender Sprachformung entwerfen. Was die Ursprachen America's und Nordasien's charakterisirt, braucht darum noch nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Allein andrerseits hieße es den naturgemäßen Weg menschlicher Entwicklung ignoriren und würde mit dem, was sich thatsächlich nachweisen läßt, streiten, wenn man schlechtweg alle Sprachverschiedenheit

1) Daselbst G. W. VII. 333.

2) Ueber das Entstehen etc., G. W. III. 286.

auf Verschiedenheit der ursprünglichen nationalen Anlagen reduciren wollte. Der naturgemäße Weg menschlicher Entwicklung verbietet das. Denn man stelle sich die Dinge nur natürlich vor, und man wird leicht die Schwierigkeit begreifen, daß jemals gleich bei Entstehung einer Sprache Flexion dagewesen sei. Einzelne reine grammatische Bezeichnungsarten können wohl aus einem dunklen Gefühl ursprünglich entstanden sein. Allein die ganz logische Natur der grammatischen Verhältnisse verstatet ihnen nur sehr wenig Beziehungen auf die Einbildungskraft und das Gefühl: jener Fälle mithin können nur sehr wenige gewesen sein. Die Thatsachen desgleichen führen auf dasselbe Resultat. Denn, sowie man eine Sprache genauer zu analysiren versucht, so zeigt sich die Anfügung bedeutsamer Silben auf allen Seiten und widerlegt somit die Meinung von der durchgängigen Ursprünglichkeit wahrer Flexion. Es muß daher ein allgemeines Werden höherer sprachlicher Formalität statuirt werden. Mehr als das. Für diese historische, ganz wie für die ideale Betrachtung, bildet die höchste Sprachform einen festen Punkt. Nach diesem werden sich andere, gleich feste bestimmen lassen. Jene allmähliche Entwicklung des Sprachvermögens wird also an sicheren Zeichen erkennbar sein: es werden sich bestimmte zeitliche Stufen an derselben unterscheiden lassen.<sup>1)</sup>

Ganz im Allgemeinen zuerst. Das ganze Streben der Sprache ist formal. Ursprünglich nun wird die Sprache noch mangelhaft in der Herrschaft der Form sein, auch das Grammatische, wo es nicht geradezu fehlt, wird stoffartig sein. Bei weiterem Fortschreiten alsbald weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, aber die Grammatik tritt noch immer erst im Fall des Bedürfnisses auf, sie waltet und herrscht noch nicht in der Sprache. Eine höhere und höchste Stufe folgt. Kein Element wird mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ist ganz in der Rede besiegt. Es ist die Stufe, welche nur die gebildetsten Sprachen erreichen.<sup>2)</sup>

Näher jedoch und genauer. Es giebt nach der Darstellung in dem Aufsatz „Ueber das Entstehen ic.“<sup>3)</sup> vier Stufen des

1) Ueber das Entstehen ic., G. W. III. 270 ff.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 255. 256.

3) Dasselbst S. 296. 297.

allmäligen Fortschreitens zu grammatischer Formalität. „Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überläßt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden. Sie sucht aber das Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung und durch auf Verhältniß und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen. So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.“ Zweitens. „Dies Hilfsmittel wird in gewisse Regelmäßigkeit gebracht, die Wortstellung wird stätig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut. So geschieht auf der zweiten Stufe die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.“ Drittens. „Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins. So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.“ Endlich viertens. „Die Formalität dringt durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil und hat nicht bloß lexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen. So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung und rein grammatische Wörter.“

Sucht man sich nun Rechenschaft über das Verhältniß dieser zeitlichen Stufenfolge zu der idealen zu geben, so würde im Allgemeinen die isolirende und die einverleibende Form mit den beiden untersten, die agglutinirende mit der dritten Stufe zusammenfallen; nicht bloß ungefähr, sondern vollständig würde sich die Flexionsform mit der höchsten Stufe decken. Wie aber diese vier Formen von Humboldt selbst als abstracte bezeichnet werden, so ist weniger von ihnen als von den concreten Sprachformen und Classen zu erwarten, daß sie — soweit dies überhaupt möglich ist — sich zugleich als historische Stufen werden fassen und erklären lassen. Die ideale Stufenfolge nähert sich natürlich der historischen um so mehr, je

concreter beide gefaßt werden. Es bleibt uns die Vorführung einer dritten Darstellung der sprachlichen Entwicklungsgeschichte übrig, in welcher sich, eben dieser concreten Fassung wegen, die ideale und die factische Aufeinanderfolge der Sprachformen am meisten in ein ausgeglichenes Verhältniß gesetzt hat. Es ist diejenige, die sich in dem Schreiben an Rémusat findet. Wir dürfen sie jedoch in einzelnen Zügen aus den mehrerwähnten akademischen Abhandlungen ergänzen.

Der dem Naturstande noch nahestehende Mensch nämlich verfolgt eine einmal angenommene Vorstellungsweise leicht zu weit, denkt jeden Gegenstand und jede Handlung mit allen ihren Nebenumständen und trägt dies in die Sprache über.<sup>1)</sup> Er stellt jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht blos in den zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen dar — wie z. B. wenn in der Sprache der Abiponen das Pronomen der dritten Person verschieden ist, je nachdem der Mensch ab- oder anwesend, stehend, sitzend, liegend oder herumgehend gedacht wird.<sup>2)</sup> Es hängt dies damit zusammen, daß in dieser frühesten Periode der Redende die Formen in jedem Augenblick mehr selbst bildet, als sich der vorhandenen bedient. Hierzu kommt, daß der Mensch auf dieser Stufe gleichsam verschwenderisch mit den Worten ist; er wiederholt, was schon gesagt ist; er läßt Töne einfließen, die weniger einen Gedanken, als eine Regung seiner Seele ausdrücken.<sup>3)</sup> Gewisse Nationen endlich, auf diesem Bildungsstadium, haben „die Sitte“ — so sagt Humboldt im Jahre 1822 — „ganze Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen ist, mitten in den Schooß des Verbum aufzunehmen.“

Aus diesen Anfängen heraus nun, wie sie in der chinesischen Sprache noch zum Theil, in den Sprachen mit Einverleibung und anderweitiger unechter Formalität noch im großen Umfange sichtbar sind, — aus diesen Anfängen heraus haben sich mehr oder weniger alle Sprachen zu bald größerer bald geringerer Vollendung emporgebildet. Der Fortschritt besteht darin, daß theils überflüssige Formen fallen gelassen werden, theils die ursprünglich nebensächliche

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 256.

2) Ueber das Entstehen ic., G. W. III. 292; Lettre à Abel-Rémusat, G. W. VII. 334.

3) Ebenbas. in beiden genannten Aufsätzen.

Besonderheiten bezeichnenden Wörter und Formen zum Ausdruck notwendiger grammatischer Beziehungen verdichtet und geläutert werden. Grammatische Wörter werden zu Affixen, Affixe werden endlich zu wirklichen Flexionen.<sup>1)</sup>

Unzweifelhaft ist dies der Entwicklungsgang, welchen die Sprachen genommen haben, die entweder ganz flexionslos sind oder deren Flexionsystem wenigstens unvollständig und fehlerhaft ist. Es sind die Sprachen jener großen Mittelgruppe zwischen dem Chinesischen und dem Sanskrit, in denen uns verschiedene Stufen des Processes von jenen Anfängen an bis zur wirklichen Flexion erhalten sind.<sup>2)</sup>

Nur zum Theil anders verhält es sich mit den vollkommenen Flexions Sprachen. Auch sie werden größtentheils von denselben Anfängen ausgegangen sein. Die Verallgemeinerung der ursprünglich ganz particulären Beziehungen, die Verdrängung der überflüssigen ist hier nur vollständiger durchgedrungen, diese Beziehungen sind endlich organisch mit den Grundwörtern verschmolzen, die zunächst nur angefügten grammatischen Verhältnißbezeichnungen sind mit den Begriffsbezeichnungen zu einem untrennbaren Ganzen zusammengewachsen u. s. w. So größtentheils. Nur wird man daneben auch die Ursprünglichkeit wahrhaft grammatischer Formen nicht in Abrede stellen dürfen. Es ist das vollständigere Gelingen der Umwandlung bloßer Analogien grammatischer Formen in wirkliche grammatische Formen eine Folge der glücklicheren Sprachanlage einzelner Völker. Eben diese glücklichere Begabung wird im Einzelnen auch ursprünglich und im ersten Wurf wahre Flexion geschaffen haben.<sup>3)</sup>

Wieder anders endlich ist der Fall mit dem Chinesischen. Auch diese Sprache, flexionslos wie sie ist, muß angefangen haben wie alle übrigen Sprachen, die in der gleichen Lage sind und in denen Wörter, welche von Hause aus Bezeichnungen accessorischer Nebenbeziehungen waren, allmählig zum Ausdruck grammatischer Formen geworden sind. Allein der Fortschritt, welchen die anderen

1) Lettre à Abel-Rémusat S. 354.

2) Ebendas. S. 335.

3) Ebendas. S. 335 — 338.

Sprachen von da aus gemacht, ist im Chinesischen nicht gemacht worden. Es ist diese Sprache nicht wie jene dazu fortgegangen, ihre grammatischen Wörter in Affixe zu verwandeln, um aus diesen Affixen endlich Flexion zu machen. Irgend welche Ursache scheint das Chinesische von dem allgemeinen Gange der übrigen Sprachen abgelenkt und es in eine ihm allein eigne Bahn gedrängt zu haben. Der phonetische Theil der Sprache, so entwickelt dann Humboldt weiter, mag die Hauptschuld daran haben. Diese lautliche Armuth mag sich verbunden haben mit der intellectuellen Trockenheit des chinesischen Geistes, und so mag aus dem Zusammenwirken dieser Ursachen, unter dem hinzutretenden Einfluß der chinesischen Schrift, jene eigenthümliche Unvollkommenheit der Sprache entstanden sein, welche nachher durch ein glückliches Talent methodischer Bearbeitung der Ideen halb und halb in einen Vorzug verwandelt wurde.<sup>1)</sup>

Erscheint nun so die Humboldt'sche Gruppierung der concreten Sprachformen fast genau in dem Spiegelbilde der historischen Genesis der Sprachen wieder, so eröffnet sich schließlich für dies Verhältniß der inneren zu der zeitlich-äußeren Stufenfolge der Sprachen noch eine andere Perspective. Die bisherige Darlegung des Successiven in der Sprachbildung ging wesentlich von der innern oder intellectuellen Seite der Sprache aus. Man kann aber auch von der lautlichen Seite ausgehen. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man die Sprachen in ein- und mehrsilbige unterschieden, und von ihm aus präsentirt sich für Humboldt der historische Entwicklungsgang der Sprache, den wir bis hieher als Aufsteigen zu größerer Herrschaft der Form und als Fortschreiten von Bezeichnung des Zufälligen und Besonderen zur Bezeichnung des Nothwendigen und Gedankenmäßigen kennen gelernt haben, zugleich als Uebergang von Einfilbigkeit zu Mehrfilbigkeit. Der letzte Paragraph der „Einführung zur Kawi-Sprache“ ist es, der ausschließlich sich mit diesem Thema beschäftigt.

Die Einfilbigkeit nämlich ist lediglich ein Uebergangszustand, aus welchem sich die mehrsilbigen Sprachen nach und nach herausgebildet haben. Alle Sprachen gehen von einfilbigem Wurzelbau aus, gelangen aber durch Zusammensetzung, Anfügung und Flexion

1) Lettre à Abel-Rémusat S. 354 ff.

zur Mehrsilbigkeit. Denn auf die Ursprünglichkeit der Einsilbigkeit führt die historische Untersuchung mittelst sorgfältig angestellter Sprachergliederung. Ebendahin führt die Natur der Sache selbst. „Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äußeres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entstanden, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke, und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne daß dadurch der Grundsatz der Einsilbigkeit beeinträchtigt würde.“<sup>1)</sup> Der Fortgang aber zur Mehrsilbigkeit sofort geht Hand in Hand mit dem Fortgang der Sprachen zu reinerer Formalität. In dem Silbenumfang, verbunden mit der Art und Weise der Aneinanderreihung der Silben, stellt sich noch einmal die Berechtigung dar, das Chinesische und das Sanskrit als zwei Pole, die übrigen Sprachen als zwischen beiden vermittelnde Zwischenstufen zu fassen.<sup>2)</sup> Das Chinesische zunächst erscheint auch in dieser Beziehung als diejenige Sprache, welche gleichsam stehen geblieben, den Weg der übrigen Sprachen nicht mitgemacht hat. Obgleich nicht ohne Zusammensetzung, ist diese Sprache doch ohne wahre Mehrsilbigkeit. Ihre innere Natur, der Mangel aller Flexion, verbunden mit ihrer phonetischen Eigenthümlichkeit, auch da, wo der Geist die Begriffe verbindet, dennoch die Silblaute getrennt zu erhalten, hält sie bei der Einsilbigkeit fest. Das Sanskrit und das Semitische, d. h. die echten Flexions Sprachen, dem gegenüber, schreiten am vollständigsten zu wahrer Mehrsilbigkeit fort. Sie schreiten dazu fort, d. h. auch sie sind von ursprünglich einsilbigen Wurzeln ausgegangen: nur daß daneben ursprünglich zweisilbige Wurzeln in ihnen ebensowenig wie ursprüngliche Flexion wird gelängnet werden dürfen. Denn hier abermals kommt neben dem natürlichen Wirken der Zeit die eigenthümliche Kraft der mit Flexionsinn begabten Nationen in Anschlag. Sehr möglich daher, daß

1) Einleitung S. 386.

2) Einleitung S. 425 vgl. Lettre à Mr. Jaquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique G. W. VII. 419.

bei diesen Nationen Zusammensetzung oder vielmehr Vereinigung zweier Eindrücke schon im Geiste desjenigen lag, der ein Wort zum ersten Mal aussprach. Vereinigung vielmehr als Zusammensetzung; denn auch sofern diese Sprachen zur Mehrsilbigkeit erst fortschreiten, schreiten sie zu wahrer Mehrsilbigkeit fort. Sowohl äußerlich wie innerlich nämlich wirken hier die entgegengesetzten Eigenschaften als bei'm Chinesischen. Gefallen an Wohlklang und Streben nach rhythmischen Verhältnissen wirkt zusammen mit der Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen. Die Flexionsbegabung, mit einem Worte, bringt wahre, von äußerlicher sowohl wie von echter Zusammensetzung unterschiedene Mehrsilbigkeit im Laufe der Zeit zu Stande. Ist aber dies die Geschichte des semitischen und des Sanskritstammes, so nähert sich derselben endlich drittens in verschiedenem Grade die der mittleren Sprachgruppe. Auch diese Sprachen — Humboldt geht insbesondre die Barmanische und die Malaiische durch — gehen von einsilbigem Bau aus und schreiten zu mehrsilbigem fort; sie überschreiten den Standpunkt des Chinesischen, ohne das Ziel der echten Flexionsprachen zu erreichen. Sie bleiben auf dem Zwischenstadium der Zusammensetzung und der Agglutination bis zu theilweiser Flexion stehen. Die Mehrheit der Silben fällt nur unvollkommen mit Einheit des Wortes zusammen. Und endlich, während sie in der Verschmelzung der Silben zur Einheit minder glücklich sind, so reihen sie oft eine größere Anzahl derselben unrythmisch an einander, indeß das vollendete Einheitsstreben der wahren Flexionsprachen wenigere harmonisch zusammenschließt.

Um Alles schließlich zusammenzufassen: Die zeitlos aufgefaßte Gruppierung und Stufenfolge der Sprachen ist im Ganzen und Großen identisch mit der Geschichte der Sprachentwicklung, und diese Geschichte wiederum ist im Ganzen und Großen dieselbe, wenn man sie nach innerlichen Momenten betrachtet, und dieselbe, wenn man auf den Umfang und die Behandlung der Silbenzahl achtet.

Nicht erschöpft freilich ist mit alle dem die ganze Bedeutung, welche für Humboldt das Walten der Geschichte innerhalb der Sprache selbst hat. Wenn dies Walten vorzugsweise in die Organisationsperiode der Sprachen — nach der weiteren Fassung dieser Periode — fällt, so läßt sich ja dieselbe an der Bildung der romanischen, der

neugriechischen, der englischen Sprache nicht bloß durch Conjectur, sondern sogar geschichtlich verfolgen,<sup>1)</sup> und eine Reihe neuer und besonderer Erscheinungen drängt sich dabei der Beobachtung auf.<sup>2)</sup> Es drängt sich der Unterschied auf „zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwicklung aus einander fortsproießen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äußerer Umstände erheben.“<sup>3)</sup> Die Erscheinung ferner zeigt sich, wie bei der Entstehung jener Abkömmlinge der klassischen Sprachen zwar „die Formen,“ wie Humboldt sagt, aber nicht „die Form“ derselben sank, „die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoß.“<sup>4)</sup> Die Nothwendigkeit endlich wird klar, daß diese neuen Sprachen, um neue zu sein, von dem Geist der Völker, die sie schufen, ein „verändertes Einheitsprincip,“ eine individuelle „Urform zu neuer Krystallisation“ empfangen mußten.<sup>5)</sup>

Weiter jedoch ist dies Walten der Geschichte nicht bloß auf die Organisationsperiode beschränkt, sondern auch die Ausbildung und Verfeinerung der Sprache in ihrer zweiten Periode wird ein Gegenstand der historischen Aufmerksamkeit. Es ist einmal wiederum das Schicksal der Form, und es ist zweitens die Entwicklung des Charakters der Sprache, was in dieser Periode das Interesse auf sich zieht. In ersterer Beziehung hebt die Humboldt'sche „Einleitung“ die Thatsache hervor, daß der Flexionsreichthum der Sprachen abnimmt, sobald sie aus der Gährung ihrer ersten Formation in die Periode ihres Gebrauchs hinübertreten. Grammatische Wörter werden an die Stelle echter Formen gesetzt, und wahre Flexions Sprachen können sich dadurch im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz ver-

1) Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 246.

2) Ueber das Entstehen etc., G. W. III. 306.

3) Einleitung S. 300.

4) Ebendaß. S. 295.

5) Ebendaß. S. 297.; vergl. über Göthe's zweiten römischen Aufenthalt, G. W. II. 240. überhaupt aber §. 21. der Einleitung. Die Reihe treffender Bemerkungen, welche hier der weiteren Auseinandersetzung dieser Erscheinungen gewidmet werden, kann in unserer nur auf das Allgemeine gerichteten Darstellung nicht flüchtig einen Platz erhalten.

schiedenes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Statt des Gefallens an der Bildung des geistigen Werkzeugs nämlich waltet nunmehr „der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie, an sünreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Silbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfswörter und Präpositionen auf.“ Es ist dies eine Affection der Form, welche als solche, positiv betrachtet, zugleich den Charakter der Sprache mitberührt.<sup>1)</sup> Was aber diesen insbesondere betrifft, so ist er seiner Natur nach noch viel schwerer zu ergreifen als die Form. Er ist nicht die Sprache selbst, sondern die gebrauchte Sprache. Er ist nichts anderes als der Charakter der Nation, sofern er durch die Sprache durchschimmert oder wie ein Hauch dieselbe umschwebt. Die Sprachen nach ihrem Charakter gruppieren und schildern, heißt die Nationen charakterisieren. Wenn daher Humboldt, in Beziehung auf den Charakter der Sprachen, auf den Unterschied als den eigentlich entscheidenden aufmerksam macht, daß in den einen die Richtung nach dem Innern des Gemüths, in den andern nach der äußeren Wirksamkeit vorherrsche,<sup>2)</sup> so ist dieser Unterschied überwiegend ein Unterschied der nationalen Eigenthümlichkeit. Die Geschichte aber vollends der Charakterentwicklung der Sprachen führt über die Grenzen der Linguistik hinaus. Sie fällt wesentlich zusammen mit der Literaturgeschichte. Die „Einleitung“ ist reich an allgemeinen Gesichtspunkten für diese. Sie skizzirt das Entstehen der Literatur. Sie macht aufmerksam auf die zwiefache Gestalt, welche die Sprache dadurch erhält, daß sie in die Hände der Lehrer und Dichter des Volks kommt, dem sich dieses nach und nach mit volksthümlichem Gebrauch der Sprache gegenüberstellt. Sie schildert den Einfluß, welchen die eigentlichen Grammatiker auf die Sprache auszuüben im Stande sind. Sie entwickelt in meisterhaften Zügen das Hervorbrechen von Prosa und Poesie. Sie geht ein auf die Verwandtschaft und die Differenz dieser beiden. Sie stellt dem red-

1) Einleitung S. 289 — 293.

2) Ebendas. S. 214.

nerischen den wissenschaftlichen Gebrauch der Prosa gegenüber und charakterisirt die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus dieser entwickelnden Gelehrsamkeit. Sie hebt endlich die Bedeutung des eintretenden Gebrauches der Schrift für die Literatur hervor und knüpft an diese Epoche die Unterscheidung einer früheren natürlichen und einer späteren kunstvolleren Dichtung an.<sup>1)</sup>

## 6.

Begriff und Ziel der Sprachwissenschaft. Zusammenhang mit der  
Geschichtsphilosophie.

Nicht jedoch im Sinne Humboldt's überschreiten diese Erörterungen die Grenzen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Auf dem tiefen Grunde, den er gelegt hat, erhebt sich diese Wissenschaft zu stolzer Höhe.

Natürlich daß vor Allem das vergleichende Sprachstudium von äußerlichen Beziehungen schlechterdings zu emancipiren ist. Es ist ein, „seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragendes Studium.“ Es muß „um seiner selbst willen bearbeitet werden.“ Gerade durch diese selbständige Behandlung jedoch dient es, wie alle echte Wissenschaft, dem Einen und höchsten Zweck, „daß die Menschheit sich klar werde über sich selbst und ihr Verhältniß zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren um und über sich.“<sup>2)</sup>

Weiteres Licht sofort erhalten diese Bestimmungen über die Würde des Sprachstudiums durch die Auseinandersetzungen über Umfang und Ziel desselben.

Nach den beiden Hauptepochen zunächst, die sich in dem geschichtlichen Dasein der Sprachen unterscheiden lassen, zerfällt auch das vergleichende Sprachstudium in zwei Theile. Die Sprachen bilden in einer ersten Periode ihren Organismus. Die Sprachen erfahren innerhalb ihres fertigen Organismus in einer zweiten Periode eine fortdauernde feinere Ausbildung. Der Eine Theil des

1) Einleitung S. 198. 199 und S. 230 — 251.; vergl. Ueber das vergleichende Sprachstudium, G. W. III. 265.

2) Ueber das vergleichende Sprachstudium G. W. III. 241. Ueber den Dualis. G. W. VI. 564.